

Versuch einer theologischen Annäherung

Dr. Markus Schlagnitweit, Hochschuleseelsorger

Dass Hannah Winkelbauer ihre Bilderinstallation zur kunstzeit14 als „Selbstportrait“ betitelt und begreift, ist einerseits überraschend und zugleich zutiefst nachvollziehbar. Ich verbinde mit der Bezeichnung „Selbstportrait“ das künstlerische Selbstbildnis eines Menschen – in der Regel aber im engeren zeitlichen Rahmen des Schaffensprozesses selbst: Wie sieht sich einE KünstlerIn selbst im Moment der Entstehung des Selbstportraits? Diesen engen zeitlichen Rahmen sprengt Hannah Winkelbauer augenscheinlich. Die Bilder, auf denen die Künstlerin selbst zu sehen ist, stammen aus ihrer Kindheit und frühen Jugend: mit den Mitteln ihrer Malkunst überarbeitete frühere Fotografien.

Was die sonst üblichen künstlerischen Selbstportraits außer ihrem engen zeitlichen Kontext aber auch noch auszeichnet, ist die Tatsache, dass es sich in der Regel nicht einfach um möglichst detailgetreue, naturalistische Selbst-Abbildungen – sozusagen um Abzüge der oberflächlichen Erscheinung – handelt, sondern um eine mit den zu Gebote stehenden künstlerischen Mitteln herausgearbeitete Selbstsicht: Mit Mitteln der Farb- und Formgebung etwa werden bestimmte Charaktereigenschaften und Persönlichkeitsmerkmale gezielt hervorgehoben. Was ist dem sich selbst abbildenden Menschen an sich selbst wichtig und der besonderen Hervorhebung wert? – Hannah hebt in ihrem Selbstportrait nun etwas hervor, was den gewohnten Rahmen eines Selbstportraits eigentlich sprengt: ihre eigene Geschichte – nicht nur mit Hilfe der Bilder aus der eigenen Kindheit und Jugend, sondern sie weitet den Geschichtshorizont ihres Selbstportraits noch aus auf die Zeit vor ihrer Geburt und zeigt uns Bilder ihrer Ahnen. Im Sinne des konventionellen „Selbstportrait“-Begriffs ist das – wie gesagt – überraschend. Aber wer wollte andererseits bestreiten, dass die Geschichte eines Menschen ganz wesentlich zur Identität eines Menschen gehört – sogar jene Geschichte, die der eigenen Lebenszeit noch vorangeht!?! Kein Mensch ist er/sie selbst ausschließlich kraft eigenen Seins; sowohl unsere physische als auch unsere geistig-seelische Existenz verdanken wir der Existenz und direkten wie indirekten Einflussnahme anderer. Was und wer wir sind, sind wir aus, durch und mit anderen. Dieses Beziehungsgeflecht, diese andauernde soziale Interaktion – das ist die Lebensgeschichte eines Menschen, und die gehört untrennbar und unverzichtbar zu seiner Identität. Sie ist auch unverzichtbar für das Verständnis eines Menschen – erst recht für sein Selbstverständnis und Selbstbild.

Hieran lässt sich unmittelbar eine auch theologisch relevante Aussage und Erkenntnis knüpfen: Ich habe vorhin eine Bibelstelle aus dem Buch Deuteronomium vorlesen lassen. Es handelt sich um eine uralte religiös-kultische Vorschrift über Inhalt und Form einer Erntedank-Feier. Der Sinn solcher Feiern, die es in unterschiedlichen Ausformungen ja bis in unsere Zeit herein gibt, besteht nun nicht in der Darbringung irgendwelcher Opfergaben an einen Gott. Das wäre – zumindest im Kontext des biblischen Gottesbegriffs – absurd: Gott braucht die Früchte dieser Erde und unserer menschlichen Arbeit nicht. Der Sinn solcher Erntedank-Feiern liegt vielmehr in der Selbstvergewisserung der Feiernden selbst: Im Akt der dankenden Darbringung von Opfergaben erinnert sich und bringt der Opfernde zum Ausdruck, dass er seine Existenz nicht sich selbst verdankt, dass er nicht kraft eigener Hervorbringung und Leistung ist. Wir können sagen: Der Akt und die Haltung der Dankbarkeit sind wesentlicher Teil des Selbstverständnisses des biblisch gläubigen Menschen, sind Bestandteil seines „Selbstportraits“, das er in der kultischen Dankfeier von sich herstellt.

Interessant ist – und das erlaubt nun eine direkte Bezugnahme zum „Selbstportrait“ Hannah Winkelbauers, dass auch in dieser biblisch-kultischen Selbstinszenierung des Menschen die Bezugnahme zur eigenen Geschichte, zu den eigenen Ahnen wesentlich dazugehört: Die Opfernden werden ausdrücklich dazu angehalten, die (religiös gedeutete) Geschichte des eigenen Volkes, und damit auch ihre eigene Geschichte zu erinnern und auszusprechen. („Mein Vater war ein heimatloser Aramäer ...“)

Ja, wer genauer hinsieht und darüber reflektiert, kann den Großteil der gesamten biblischen Überlieferung begreifen als im Licht des biblischen Glaubens interpretierende Erinnerung und Erzählung jener Geschichte, welche die eigenen Ahnen durchlebt und selbst wieder als Geschichte gedeutet haben, die sie mit ihrem Gott erlebt haben. Diese Ahnengeschichte wird – nicht zuletzt im Rahmen der kultischen Dankesfeier – als Teil der eigenen Identität angeeignet; der biblische Gott als wesentliches Subjekt dieser Ahnengeschichte wird damit auch zum persönlichen Gott und Teil der eigenen Identität.

Wir rühren hier an einen wesentlichen Bedeutungsgehalt des Begriffs „Religion“: „Religion“ leitet sich ab vom lateinischen re-legere – wörtlich: wieder-lesen, also das Geschehene, das Vorangegangene erinnern und erneut bedenken im Lichte der Gegenwart; eine andere Deutung leitet „religio“ ab von re-ligare – wörtlich: (sich) rückbinden, also befestigen am Vorangegangenen, an der eigenen Geschichte, also: Festigkeit, einen festen Standort, Selbstgewissheit gewinnen aus der Erinnerung der eigenen Geschichte.

Ich würde sagen: Das ungewöhnliche „Selbstportrait“ Hannah Winkelbauers weist – bewusst oder unbewusst – ein Kernelement bzw. -motiv biblischer Religiosität auf: Die Findung und Gewinnung eigener Identität aus geschichtlicher Selbstvergewisserung, als Selbstidentifizierung durch und mit der eigenen Geschichte, die sogar über die Grenzen der eigenen Lebenszeit hinausreicht.